

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 52/1 (2021), 46-68

DOI: 10.60684/msg.v52i1.2021104

Sebastian Haumann / Dieter Schott
Universität Antwerpen / TU Darmstadt

**Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten
und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren**

MSG Moderne Stadtgeschichte
ISSN: 2941-6159 online
<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International.
Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte
sind gesondert abzuklären.
© Sebastian Haumann / Dieter Schott 2021



Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren

This contribution focusses on the attempts by local history groups emerging around 1980 to develop new and alternative perspectives on the history of their own city and region. It contends that the activities of these 'history workshops', by which they not only put new themes centre stage but also established new methods of historical research and public presentation, contributed to the construction of a pluralised historical heritage since the 1980s. The article analyses the particular modes of communicating and organising public actions towards the formation of an alternative knowledge about the local past. It demonstrates how the hidden history of places such as a concentration camp near Überlingen on the Lake of Constance or the proletarian housing estate Lindenhof in Berlin was uncovered and raised to public consciousness.

1. Einleitung

Die Produktion von Wissen über die lokale Geschichte ist als Phänomen so alt wie die Städte selbst. Geschichte war immer ein wichtiger Aspekt obrigkeitstaatlicher Stadtrepräsentationen. Seit dem 19. Jahrhundert wurde lokale Geschichtsschreibung dann ein dezidiert bürgerliches Projekt.¹ In den 1980er Jahren setzte jedoch eine deutliche Pluralisierung ein, die heute das Selbstverständnis, die Repräsentation und in einem umfassenden Sinn das kulturelle Erbe vieler Städte prägt.² Die *critical heritage studies* haben in diesem Zusammenhang auf die wachsende Bedeutung eines diversifizierten Wissens über die Vergangenheit als Voraussetzung für die Konstruktion eines geteilten Erbes

¹ Zur vormodernen Stadtgeschichtsschreibung vgl. Susanne Rau, *Geschichte und Konfession. Städtische Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung in Bremen, Breslau, Hamburg und Köln*, Hamburg/München 2002; zur Stadtgeschichte als bürgerliches Projekt vgl. z.B. Marita Metz-Becker, *Zum kulturellen Gedächtnis deutscher Universitätsstädte*, in: Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.), *Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole*, Frankfurt am Main 2010, S. 105-120; Adelheid von Saldern (Hrsg.), *Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935-1975)*, Stuttgart 2005.

² Vgl. Sybille Frank, *Missing Link. Urban Heritage aus Sicht der Soziologie*, in: *IMS H.* 1/2016, S. 75-85.

hingewiesen, das über die Fixierung auf privilegierte Gruppen hinausgeht und möglichst viele Perspektiven auf die Geschichte integriert.³ Grundsätzlich ist dieser Prozess konfliktbehaftet und so wurde auch über die Genese und Interpretation von lokalem Geschichtswissen gestritten. Dennoch gibt es seit den 1980ern einen Trend, Pluralität nicht nur zu akzeptieren, sondern als wesentlichen Aspekt des gemeinsamen Erbes anzuerkennen.⁴

In der Bundesrepublik waren es vor allem die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, das wachsende Interesse an der Industrie- und Arbeiterkultur und an der Frauengeschichte sowie die Aufarbeitung der jüdischen Geschichte, die in den 1980er Jahren den Anstoß für diese Entwicklung gaben.⁵ Dabei kam der Arbeit von Geschichtswerkstätten und -initiativen eine entscheidende Rolle zu, die oft aus dem linksalternativen und dem Gewerkschaftsmilieu stammten. Sie traten neben und teilweise gegen die klassischen Sachwalter lokaler Geschichte, meist Honoratioren aus dem Bildungsbürgertum, an. Die Geschichtswerkstätten erforschten nicht nur bislang vernachlässigte Themenfelder und historische Akteure und brachten dadurch neue Wissensbestände in die Konstruktion eines geteilten städtischen Erbes ein. Sie erprobten und etablierten auch neue Methoden der Wissensgenerierung und -repräsentation.⁶ Für die Pluralisierung des lokalen Geschichtswissens, so die These dieses Beitrages, waren die Geschichtswerkstätten, von denen es Ende der 1980er Jahre mehr als 110 in den Städten der Bundesrepublik gab⁷, wichtige Katalysatoren.

In der bisherigen Forschung zur Geschichte der Geschichtswerkstätten stand meist die Frage nach Entstehung, Selbstverständnis und Organisationsform sowie dem Verhältnis zur universitären Geschichtswissenschaft im Zen-

³ Vgl. z.B. Gary Campbell/Laurajane Smith, *Association of Critical Heritage Studies Manifesto*, <https://www.criticalheritagestudies.org/history> [01.04.2021]; Iain J. M. Robertson/Piotr Bienkowski (Hrsg.), *Heritage from below*, Milton Park 2012; Tim Winter, *Clarifying the critical in critical heritage studies*, in: *International Journal of Heritage Studies* 19:6, 2013, S. 532-545.

⁴ Dies schließt seit einigen Jahren, wie zahlreiche lokale Ausstellungen und Publikationen zeigen, vor allem auch die Geschichte von Migrant*innen und Migration mit ein.

⁵ Die Themen der IMS-Hefte in den 1980er Jahren spiegeln diese Themenkonjunkturen, etwa 1/1981 ‚Oral History‘, 1/1983 ‚50 Jahre Machtergreifung‘, 1/1987 ‚Juden und Stadt‘, vgl. Übersicht zu den Inhalten der IMS/MSG-Hefte 1970-2020, in: *MSG* 2/2020, S. 169-173.

⁶ Vgl. Adelheid von Saldern, *Stadtgedächtnis und Geschichtswerkstätten*, in: *WerkstattGeschichte* 50, 2008, S. 54-68, hier S. 67f.; Michael Wildt, *Die alltagsgeschichtliche Wende der Zeitgeschichte in den 1970er und 1980er Jahren*, in: *Zeitgeschichte in Hamburg*, 2010, S. 42-54, hier S. 52; Jenny Wüstenberg, *„Vom alternativen Laden zum Dienstleistungsbetrieb“ - The Berliner Geschichtswerkstatt. A case study in activist memory politics*, in: *German Studies Review* 32, 2009, S. 590-618.

⁷ Geschichtswerkstatt e.V., *„Geschichtswerkstätten im Bundesgebiet. Ergebnisse der Umfrage der Geschichtswerkstatt e.V. vom Sommer/Herbst 1988.“*

trum. Demnach sind die Geschichtswerkstätten dem Spektrum der Neuen Sozialen Bewegungen zuzuordnen und orientierten sich mit der Forderung nach einer „alternativen“ Geschichtsforschung „von unten“ am Selbstverständnis des linksalternativen Milieus. Mit der Betonung von Alltag und subjektiver Erfahrung als Untersuchungsgegenstände setzten sie sich anfangs inhaltlich explizit von der etablierten Geschichtswissenschaft ab, auch wenn ihre Ansätze und Fragestellungen spätestens in den 1990er Jahren in den sozial- und kulturgeschichtlichen Mainstream eingingen.⁸ Weniger gut erforscht ist die Rolle der Geschichtswerkstätten im Kontext der städtischen Öffentlichkeit und der lokalen Erbekonstruktion. In Anlehnung an Aleida Assmann hat Adelheid von Saldern konstatiert, dass die Geschichtswerkstätten das „kommunikative und kulturelle Gedächtnis lokaler Öffentlichkeiten verändert haben“.⁹ Ähnlich hat jüngst Lena Langensiepen die Bedeutung der Initiativen für die lokale Geschichtskultur Hamburgs herausgearbeitet.¹⁰ Dabei korrespondierte der Anspruch, Geschichte „von unten“ zu schreiben, mit einer dezentralen Organisationsstruktur, die in erster Linie auf lokale Debatten und die Produktion lokalen Geschichtswissens abzielte.

Unter der Produktion von lokalem Geschichtswissen verstehen wir die Zusammenstellung, Interpretation und Präsentation von Informationen über die Vergangenheit konkreter Orte, die in einen breiten gesellschaftlichen Aushandlungsprozess eingebettet sind. Es geht um die Hervorbringung von kollektiv geteilten Wissensbeständen, die an Gebäude, Straßen, Stadtteile oder Denkmäler geknüpft sind und die – im Modus des Konflikts oder der Kooperation – als Erinnerungsorte¹¹ Eingang in das geteilte Erbe einer Stadt finden. In diesem Prozess wird Wissen, das weitgehend unbekannt, verschüttet oder sogar bewusst marginalisiert wurde, aber in der individuellen Erinnerung durchaus noch vorhanden sein konnte, in das kulturelle Gedächtnis einer Stadtgesell-

⁸ Etta Grotrian, *Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse? Zur Historisierung der „neuen Geschichtsbewegung“ der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jahre*, in: *WerkstattGeschichte* 75, 2018, S. 15–24; Ian Gwinn, „A different kind of history is possible“. The history workshop movement and the politics of British and West German historical practice, Diss. University of Liverpool 2015; Thomas Lindenberger, „Alltagsgeschichte“ oder: Als um die zünftigen Grenzen der Geschichtswissenschaft noch gestritten wurde, in: Martin Sabrow (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945*, München 2003, S. 74–91; Wildt, *Die alltagsgeschichtliche Wende*; Wüstenberg, „Vom alternativen Laden“.

⁹ von Saldern, *Stadtgedächtnis*, S. 54.

¹⁰ Lena Langensiepen, „...die Zeit war reif, Geschichtswerkstätten zu machen“. Eine „neue Geschichtsbewegung“ in Hamburg in den 1980er Jahren, in: *Zeitgeschichte in Hamburg*, 2017, S. 54–65.

¹¹ Vgl. Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1998.

schaft gebracht.¹² Um die Produktion von lokalem Geschichtswissen durch die Geschichtswerkstätten zu analysieren, fragen wir deshalb erstens danach, welche Orte sie thematisiert haben und inwiefern sich ihre Interpretationen von bestehenden Zuschreibungen unterscheiden. Zweitens untersuchen wir die Akteurskonstellationen, die typischerweise durch einen fließenden Übergang von Konflikt zu Kooperation mit der etablierten und offiziellen Geschichtspolitik in den Kommunen gekennzeichnet waren. Drittens betrachten wir die Methoden der Wissensproduktion und -präsentation, die dem „alternativen“ Selbstverständnis folgend darauf ausgerichtet waren, den „Ausgeschlossenen, [...] Unterdrückten und Beherrschten“¹³ eine Stimme zu geben und ihre Geschichte öffentlichkeitswirksam zu vermitteln, um sie im Erbe der Städte zu verankern.

Dieser Aufsatz basiert größtenteils auf Publikationen des Konstanzer Arbeitskreis für Regionalgeschichte e.V. und der Berliner Geschichtswerkstatt, zwei Pionieren und überlokal einflussreichen Geschichtswerkstätten, sowie auf Beiträgen zur Zeitschrift „Geschichtswerkstatt“. Die Zeitschrift, deren Redaktion zunächst – in gut basisdemokratischer Manier – von Ausgabe zu Ausgabe in eine andere lokale Geschichtswerkstatt wanderte,¹⁴ war das Sprachrohr des 1983 gegründeten bundesweiten Dachverbandes der Geschichtswerkstätten.¹⁵ Wie in Veröffentlichungen aus dem linksalternativen Milieu üblich weisen auch Rundbriefe, Zeitschriften und Publikationen der Geschichtswerkstätten einen hohen Grad an Selbstreflexion auf.¹⁶ So setzte sich auch ein Großteil der Beiträge in der „Geschichtswerkstatt“ intensiv und kontrovers mit der eigenen Forschungspraxis, mit interner und externer Kritik an den Forschungszielen sowie mit methodischen Problemen auseinander. Eine ähnliche Funktion hatten die bundesweiten Geschichtsfeste, die, erstmals 1984 in Berlin mit rund 700 Teilnehmern abgehalten, gewissermaßen „alternative“ Historikertage waren.¹⁷ Adressaten der Geschichtsfeste und der Publikationen waren vor allem andere Aktivist*innen. Es ging um die Selbstverständigung der Geschichtswerkstätten als politische und soziale Bewegung.

¹² Vgl. zum Überblick: Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012, http://docupedia.de/zg/cornelissen_erinnerungskulturen_v2_de_2012 [01.04.2021].

¹³ Die Geschichtswerkstatt stellt sich vor, in: Geschichtswerkstatt 1, 1983, S. 24.

¹⁴ Vgl. Gwinn, „A different kind“, S. 123–133.

¹⁵ Einer der Autoren dieses Beitrags war selbst in den frühen 1980er Jahren an den Initiativen des Arbeitskreises für Regionalgeschichte wie auch an der Etablierung einer bundesweiten Geschichtswerkstatt beteiligt. Zeitzeugen-Perspektive und kritische Reflexion aus über 30 Jahren Abstand komplementieren sich also in diesem Beitrag.

¹⁶ Vgl. Sven Reichardt, Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Berlin 2014, S. 235–237.

¹⁷ Vgl. Lindenberger, „Alltagsgeschichte“.

2. Orte

Der kleine Friedhof in der Nähe des riesigen Besucherparkplatzes der barocken Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee-Ufer bei Überlingen, eines der touristischen Highlights der Bodenseeregion, war zu Beginn der 1980er Jahre nur mit dem nicht weiter erklärten Hinweis-Schild „KZ-Friedhof“ versehen.¹⁸ Ausgehend von diesem Hinweisschild als einzig sichtbares Zeugnis begann Oswald Burger, ein junger Geschichtslehrer aus Überlingen, der sich 1979/80 dem Konstanzer Arbeitskreis für Regionalgeschichte anschloss, nach dem Schicksal der dort beerdigten Menschen zu recherchieren. Er forschte nach der Geschichte des KZs Überlingen, eines Außenlagers von Dachau, in dem in unterirdischen Stollen Rüstungsbetriebe bombensicher untergebracht werden sollten. Von den 800 Häftlingen aus Dachau, die für das Ausheben der Stollen nach Überlingen überstellt worden waren, kamen rund 200 infolge der schweren Arbeitsbelastung, Misshandlungen und der schlechten Versorgung um.

Der Verweis auf den KZ-Friedhof Birnau steht für einen Prozess, der seit Anfang der 1980er Jahre in großem Stil in deutschen Städten vor allem auch durch Geschichtswerkstätten angestoßen wurde und – so unsere These – zu einer signifikanten Verbreiterung lokalen Geschichtswissens beigetragen hat.¹⁹ Obwohl „[j]eder in Überlingen [...] irgend etwas“ gewusst habe, stellte Burger fest, habe bis dahin „... leider [...] noch niemand alle Informationen über das KZ systematisch zusammengetragen“.²⁰ Um dies aufzuarbeiten, recherchierte Burger in lokalen Archiven, wo er Briefe von Angehörigen der in Überlingen eingesetzten Häftlinge fand. Außerdem befragte er ältere Überlinger, die ihm erzählten, wie die KZ-Häftlinge täglich von ihrem Lager zu den Stollen durch die Straßen der Stadt, bewacht von SS-Mannschaften, marschierten. Das durchaus vorhandene Wissen war jedoch hochgradig fragmentiert und im kulturellen Gedächtnis der Bodenseeregion nicht präsent.

Zwar war die Vergangenheitsbewältigung auf nationaler Ebene schon zu Beginn der 1980er Jahre etabliert, auf lokaler Ebene wurde das Ausmaß und die Mitschuld an den Verbrechen des NS-Regimes jedoch weiterhin vielfach ver-

¹⁸ Dieter Schott/Werner Trapp, Seegründe – Notizen zur Veränderung der Geschichtslandschaft am Bodensee, in: Dies. (Hrsg.), Seegründe. Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes, Weingarten 1984, S. 9-17.

¹⁹ Vgl. Dieter Schott, Die Geschichte der Bundesrepublik als Stadtgeschichte erzählen, in: Frank Bajohr u.a. (Hrsg.), Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik, Göttingen 2016, S. 159-174, hier S. 168f.

²⁰ Oswald Burger, Schatten in schöner Landschaft. Das KZ in Überlingen, in: Jochen Kelter (Hrsg.), Konstanzer Trichter. Lesebuch einer Region, Konstanz 1983, S. 18-25, hier S. 18 und S. 23.

drängt.²¹ Mit seinen Recherchen zeigte Burger, wie eng die lokale Geschichte mit der „großen“ NS-Geschichte verbunden war, während Gedenkveranstaltungen wie beispielsweise zum 50. Jahrestag der sogenannten „Machtergreifung“ keinen lokalen Bezug herstellten. In Konstanz und Umgebung, so Werner Trapp, einer der Protagonisten des Konstanzer Arbeitskreises, hätten die offiziellen Gedenkveranstaltungen sogar „dazu beigetragen, den Blick weg von den lokalen Wurzeln und Manifestationen des Nationalsozialismus hin auf ein allgemeines und zentrales Ereignis zu lenken.“²² Demgegenüber habe sich das NS-Regime nur halten können, weil es auch lokal verankert war.

Deshalb beließ Burger es nicht bei der Erforschung dieser Zusammenhänge, sondern brachte seine Erkenntnisse zum KZ-Friedhof Birnau gemeinsam mit dem Arbeitskreis für Regionalgeschichte in die öffentliche Debatte ein. Er organisierte eine Fahrradexkursion „Auf den Spuren eines KZ“, dokumentierte seine Forschungen in einer regionalen Anthologie und in Vorträgen bei der Kreisvolkshochschule des Bodenseekreises.²³ Im Rahmen eines internationalen Jugend-Work-Camps 1983 wurde das neu zusammengetragene Wissen über die lokale KZ-Geschichte dann auch auf Informationstafeln vor Ort präsent gemacht.²⁴ Von einer ähnlichen Motivation, verschüttetes, nicht allgemein präsent Wissen (wieder) für die lokale und regionale Öffentlichkeit verfügbar zu machen, waren auch die Beiträge in dem „Seegründe“ betitelten Sammelband geprägt, dessen Herausgeber die Intention des Bandes darin sahen, „Bruchstücke dieser Geschichte [gemeint ist die lokale NS-Geschichte, d.V.] von fernen Seegründen in das historische Bewußtsein der Region zu heben, sie einer demokratischen Bearbeitung und Verarbeitung zugänglich zu machen.“²⁵

Die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus vor Ort war einer der wichtigsten Impulse für die Erforschung der lokalen Geschichte. Aber Orte wie der KZ-Friedhof, die daran erinnerten, waren keineswegs die einzigen, über die aus Sicht der Geschichtswerkstätten bisher viel zu wenig bekannt war. Daneben spielten Räume des Arbeiterlebens, wie die in den 1920er Jahren errichtete Genossenschaftssiedlung Lindenhof in Berlin-Schöne-

²¹ Vgl. von Saldern, Stadtgedächtnis, S. 60; Maximilian Strnad, „Grabe, wo Du stehst“. Die Bedeutung des Holocaust für die Neue Geschichtsbewegung, in: Ders./Michael Brenner (Hrsg.), Der Holocaust in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. Bilanz und Perspektiven, Göttingen 2012, S. 162-198, hier S. 165; Matthias Frese/Marcus Weidner (Hrsg.), Verhandelte Erinnerungen. Der Umgang mit Ehrungen, Denkmälern und Gedenkorten nach 1945, Paderborn 2018.

²² Werner Trapp, Gedankenflüge. Gedanken zum Gedenken an den Tag, an dem es dunkel wurde in Deutschland, in: Geschichtswerkstatt 1, 1983, S. 35-40, hier S. 37.

²³ Burger, Schatten.

²⁴ Schott/Trapp, Seegründe, S. 9f.

²⁵ Ebd., S. 11.

berg, mit der sich die Berliner Geschichtswerkstatt intensiv beschäftigte, für die Pluralisierung des Geschichtswissens eine besondere Rolle.²⁶ Ausgangspunkt war auch hier die Auseinandersetzung mit dem NS, allerdings unter der Fragestellung, inwiefern sich die Bewohner*innen der Siedlung von dem Regime hatten vereinnahmen lassen oder ob sie sich widerständig verhalten hatten.²⁷ So fragte Eva Brücker im Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt, ob „Nachbarschaft“ im Lindenhof Ausdruck eines „kollektiven Bewußtseins“ sei und „wenn ja[,] was Nachbarschaft zur Wahrnehmung und Durchsetzung gemeinsamer Interessen“ beigetragen habe.²⁸ Implizit interpretierte sie die „Durchsetzung gemeinsamer Interessen“ als einen Ausdruck der „Eigensinnigkeit“ des Arbeitermilieus und einer potenziellen Widerständigkeit, die die Aktivist*innen an Orten wie dem Lindenhof vermuteten.²⁹

Arbeitersiedlungen und -viertel galten vielen Protagonist*innen der Geschichtswerkstätten im Gefolge der „kritischen Theorie“ als Orte einer eigenen, politisch bewussten, nicht-bürgerlichen Öffentlichkeit.³⁰ Allerdings seien diese Orte und ihre Bewohner*innen in der bürgerlich geprägten Geschichtskultur systematisch ausgeblendet worden. Dabei ging „es um Fragen und Themen, die von der bisherigen Geschichtsschreibung weitgehend vernachlässigt, vergessen oder verdrängt worden sind.“³¹ Auf dem zweiten bundesweiten Treffen der Geschichtswerkstätten im Mai 1983 in Bochum, an dem neben den Pioniergruppen aus Konstanz und Berlin etwa zwanzig lokale Geschichtswerkstät-

²⁶ Eva Brücker, Projektbericht, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), „Das war 'ne ganz geschlossene Gesellschaft hier“. Der Lindenhof - eine Genossenschafts-Siedlung in der Großstadt, Berlin 1987, S. 225-229.

²⁷ Eva Brücker (unter Mitarbeit der Arbeitsgruppe Lindenhof), Gemeinnützige ‚Siedlung Lindenhof‘ E.G.m.b.H. Berlin-Schöneberg. Untersuchung von Nachbarschaftszusammenhängen und ihrer Veränderung durch die nationalsozialistische Machtergreifung, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), Projekt: Spurensicherung. Alltag und Widerstand im Berlin der 30er Jahre, Berlin 1983, S. 9-48; Karl-Heinz Breidt (Hrsg.), Der Lindenhof. Untersuchung von Nachbarschaftszusammenhängen und ihrer Veränderung durch die nationalsozialistische Machtergreifung, Berlin 1985; vgl. Wildt, Die alltagsgeschichtliche Wende, S. 44f.; Gwinn, „A different kind“, S. 98-105.

²⁸ Eva Brücker, Der Lindenhof, in: Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt 1, 1985, S. 5-7, hier S. 6.

²⁹ „Eigensinn“ war in den 1980er Jahren eine zentrale Kategorie in der Diskussion über Alltagsgeschichte. Der Begriff wurde vor allem von Alf Lüdtke popularisiert, vgl. Belinda Davis/Thomas Lindenberger/Michael Wildt (Hrsg.), Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-Anthropologische Erkundungen, Frankfurt am Main 2008.

³⁰ Zentral für die damalige Debatte über eine spezifisch widerständige proletarische Öffentlichkeit: Oskar Negt/Alexander Kluge, Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit, Frankfurt am Main 1972.

³¹ Schott/Trapp, Seegründe, S. 11.

ten teilnahmen, äußerten die Teilnehmer*innen deshalb die programmatische Absicht, „insbesondere die Geschichte der Ausgeschlossenen, der Unterdrückten und Beherrschten [zu] erforschen und dabei die Zusammenhänge von Herrschaft, Unterdrückung und Widerstand [zu] zeigen.“³²

Bei der Beschäftigung mit solchen Fragen fiel auf, wie begrenzt das Wissen über das Leben und die „eigensinnigen“ Vergemeinschaftungsformen in Arbeitervierteln und -siedlungen war. Besonders frappierend erschien die Tatsache, dass fast nichts über die dort lebenden Frauen bekannt war, obwohl sich „zentrale Punkte des Lebens von Frauen im Wohnbereich abspielen [...] und [...] sich Alltag (als gemeinsame Erfahrung) dort konstituiert, Frauen also einen wesentlichen Anteil an der Gestaltung der Nachbarschaft haben.“³³ Um die „Eigensinnigkeit“ der Nachbarschaft zu verstehen, war es also unerlässlich, mehr über das Leben der Frauen zu erfahren. Denn das fehlende Wissen um deren Alltag verwies aus Sicht der Geschichtswerkstatt auf eine doppelte Leerstelle. Zum einen erschien es unmöglich, das Verhältnis des Arbeitermilieus zum NS zu erklären, ohne auch die weibliche Erfahrung zu rekonstruieren. Zum anderen sahen die beteiligten Historiker*innen in ihrer Forschung auch einen Beitrag zur Frauengeschichte, die sich seit den späten 1970er Jahren als eigenes Forschungsfeld etablierte.³⁴ Siedlungen wie der Lindenhof galten deshalb nicht nur als Orte eines eigensinnigen Arbeitermilieus, sondern auch als Orte, die aus der Perspektive der Frauengeschichte zu untersuchen waren.

Auf diese Weise verbanden sich mit dem Lindenhof verschiedene Erkenntnisinteressen, in denen sich historische Fragen mit damals aktuellen Debatten überschnitten.³⁵ Das Interesse an der Frauengeschichte speiste sich nicht zuletzt aus der Frauenbewegung der 1970er Jahre. Aber auch das Schaffen solidarischer Gegenstrukturen im Sinne des linksalternativen Milieus hatte im Suchfeld der Geschichtswerkstätten große Bedeutung.³⁶ Konkret ging es bei der Erforschung des Lindenhofs auch um die „Übertragbarkeit des [historisch im Lindenhof realisierten] Genossenschaftsmodells auf heutige alternative Lebensan-

³² Die Geschichtswerkstatt stellt sich vor, S. 24.

³³ Brücker, Der Lindenhof, S. 5.

³⁴ Helga Grubitzsch, Frauen machen Geschichte. Aspekte einer feministischen Geschichtsforschung, in: Hannes Heer/Volker Ullrich (Hrsg.), Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung, Reinbek bei Hamburg 1985, S. 150-164; vgl. von Saldern, Stadtgedächtnis, S. 66; Wüstenberg, „Vom alternativen Laden“, S. 600.

³⁵ Vgl. Wüstenberg, „Vom alternativen Laden“, S. 596.

³⁶ Vgl. Grotrian, Vorgeschichte, S. 18f.; Detlef Siegfried, Die Rückkehr des Subjekts. Gesellschaftlicher Wandel und neue Geschichtsbewegung um 1980, in: Olaf Hartung (Hrsg.), Geschichte und Geschichtsvermittlung. Festschrift für Karl Heinrich Pohl, Bielefeld 2008, S. 125-146.

sprüche“.³⁷ Schon in den 1970er Jahren hatte die Auseinandersetzung mit der Geschichte von Arbeitervierteln und -siedlungen in engem Zusammenhang mit zeitgenössischen wohnungspolitischen und städtebaulichen Kontroversen gestanden. Um zu unterstreichen, dass sanierungsbedürftige Stadtteile, die meist als klassische Arbeiterviertel galten, erhaltenswürdig waren und um auf die Verdrängung der ansässigen Bevölkerung aufmerksam zu machen, hatten Initiativen damit begonnen, die Geschichte ihrer Viertel aufzuarbeiten.³⁸ Daran knüpften die Geschichtswerkstätten mit ihrer Forschung an, um den programmatischen Anspruch umzusetzen, „...durch die Erforschung und Darstellung von Geschichte in die politischen und sozialen Auseinandersetzungen unserer Zeit ein[z]ugreifen“.³⁹

Der KZ-Friedhof Birnau und die Siedlung Lindenhof sind zwei unterschiedliche, aber gleichwohl typische Orte, die die Geschichtswerkstätten in den 1980er Jahren thematisierten. Die Aufarbeitung und Vergegenwärtigung ihrer Geschichte konnten, so die Erwartung der Aktivist*innen, dazu beitragen, gesellschaftspolitische Anliegen wie die Aufarbeitung des NS, die Gleichberechtigung der Geschlechter, das Wohnen, aber auch die Ökologie im kulturellen Gedächtnis der jeweiligen lokalen Gesellschaften zu verankern. Dazu fehlte es aber an kollektiv geteiltem Wissen über diese Orte, entweder, weil vorhandene, wenn auch wenig beachtete, Informationen bisher nicht systematisch zusammengestellt und entsprechend interpretiert worden waren, oder weil wesentliche Perspektiven und Stimmen fehlten. Durch ihre Forschung versuchten die Geschichtswerkstätten, das konstatierte Defizit zu beheben. Zum Teil „entdeckten“ sie dabei Orte als geschichtsträchtige Schauplätze, die zuvor als geschichtslos und uninteressant gegolten hatten. Häufiger führten ihre Forschungen aber zu einem Wandel in der Wahrnehmung einzelner historischer Orte, bei der nun andere Aspekte der Vergangenheit in den Vordergrund rückten. An der Wallfahrtskirche Birnau zeigt sich diese Verschiebung sinnfällig: Als Burger und seine Mitstreiter*innen vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Wissen über die lokalen NS-Verbrechen zusammentrugen und ihre Interpreta-

³⁷ Brücker, Der Lindenhof, S. 7; vgl. dazu auch die damals aktuellen Forschungen von Klaus Novy, Anders Leben. Geschichte und Zukunft der Genossenschaftskultur, Bonn 1985.

³⁸ Vgl. Hanno Hochmuth, „Nur wer feste feiern kann, kann auch erfolgreich kämpfen!“ Das Kreuzberger Chamissoplatzfest zwischen Politik und Kommerz, in: MSG H. 2/2019, S. 83-93, hier S. 88; Christian Wicke, Urban movement a la Ruhr? The initiatives for the preservation of workers' settlement in the 1970s, in: Martin Baumeister/Bruno Bonomo/Dieter Schott (Hrsg.), Cities contested. Urban politics, heritage and social movements in Italy and West Germany in the 1970s, Frankfurt am Main 2017, S. 347-371; Sebastian Haumann, Protest auf Kölsch. Lokale Identität und Mobilisierung in der Kölner Südstadt 1970-1980, in: Geschichte im Westen 22, 2007, S. 251-268; Langensiepen, „...die Zeit war reif“, S. 58f.

³⁹ Die Geschichtswerkstatt stellt sich vor, S. 24.

tionen präsentierten, trat der KZ-Friedhof als historisch bedeutsamer Ort neben dem Touristenmagnet der barocken Wallfahrts-Kirche in den Fokus.

3. Akteurskonstellationen

Der Prozess, in dem die Geschichtswerkstätten Wissen produzierten und im kulturellen Gedächtnis zu verankern hofften, hing eng mit den Akteurskonstellationen zusammen, in denen sie agierten. Im Bodenseeraum ging ein wesentlicher Impuls von einem historischen Forschungsprojekt an der Universität Konstanz in den 1970er Jahren aus. Die Universität Konstanz, als kleine Reformuniversität 1966 gegründet, zog in der Gründungsphase zahlreiche innovative und reformorientierte jüngere Wissenschaftler an. Zugleich gab es für die ersten zwei Jahrzehnte eine spürbare soziale und kulturelle Distanz zwischen der mehrheitlich konservativen Gesellschaft der Stadt Konstanz und der in weiten Teilen sozialliberal orientierten Universität. Die studentische Radikalisierung, die wegen massiver Eingriffe des baden-württembergischen Kultusministeriums in die universitäre Selbstverwaltung auch erhebliche Teile des wissenschaftlichen Personals erfasste, führte dazu, dass die Universität noch Mitte der 1970er Jahre stark politisiert war.⁴⁰

In diesem Umfeld entstand das Projekt „Regionale Sozialgeschichte“, das der Historiker Martin Broszat Anfang der 1970er Jahre als Honorarprofessor an der Universität Konstanz und ab 1972 als Direktor des Instituts für Zeitgeschichte leitete. Broszat wollte die Wurzeln des Nationalsozialismus in der Provinz erforschen.⁴¹ Die politisierten wissenschaftlichen Mitarbeiter und studentischen Hilfskräfte setzten sich – Broszat war wegen seiner Direktorenstelle in München nur noch sehr eingeschränkt in Konstanz präsent – unter der Leitung von Gert Zang intensiv mit dem Begriff „Provinz“ auseinander. Dabei rezipierten sie Theorien ungleicher Entwicklung, wie sie zeitgenössisch für die Erklärung der „Unterentwicklung“ der Dritten Welt diskutiert wurden, und versuchten, diese Theorien auf die Entwicklung der Bodenseeregion anzuwenden. Denn in der Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vorgeschichte des Na-

⁴⁰ Vgl. zu „1968“ und den Folgeentwicklungen an der Universität Konstanz und in der Bodenseeregion Heike Kempe, Die „andere“ Provinz. Kulturelle Auf- und Ausbrüche im Bodenseeraum seit den 1960er Jahren, Konstanz 2014.

⁴¹ Broszat verfolgte diesen Forschungsansatz mit dem Projekt „Bayern in der NS-Zeit“ als Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München weiter, wo die Projektmitarbeiter*innen ebenfalls umfangreich mit dem Instrument der Mündlichen Geschichte die Einstellungen und Haltungen der bayerischen Bevölkerung zum Nationalsozialismus erforschten. Die Ergebnisse des Forschungsprojekts wurden unter der Herausgeberschaft von Martin Broszat und Elke Fröhlich 1977–1983 publiziert und provozierten mit dem Begriff der „Renitenz“ heftige Debatten.

tionalsozialismus in der Region war die Projektgruppe zu der Überzeugung gelangt, dass man, um die „Provinz“ und deren Beziehung zum NS besser zu verstehen, den Prozess der „Provinzialisierung“ seit Mitte des 19. Jahrhunderts rekonstruieren müsse.⁴²

Ihre Ergebnisse veröffentlichte die Projektgruppe 1978 im Buch „Provinzialisierung einer Region“.⁴³ Die Reaktion, beziehungsweise vielmehr die Reaktionsverweigerung auf dieses Buch in der Öffentlichkeit der Bodenseeregion war nun ein Schlüsselmoment dafür, dass sich das Projekt „Regionale Sozialgeschichte“, ergänzt durch eine neue, weniger deutlich marxistisch geprägte Studentengeneration, ein Stück weit von der Universität abwandte und sich gezielt um die Vermittlung der Forschungsergebnisse an ein regionales Publikum bemühte. Diese Gruppe gründete 1979 den Arbeitskreis für Regionalgeschichte, der über die universitären Mitglieder hinaus bald eine Reihe von Aktivist*innen anzog und zu einer Plattform für die Produktion lokalen Geschichtswissens wurde, das die etablierten Vorstellungen im kulturellen Gedächtnis der Region herausforderte.⁴⁴

Kritische jüngere Geschichtslehrer wie Burger oder Arnulf Moser, die sich mit ihren Leistungskursen oder Schülerprojekten am Wettbewerb des Bundespräsidenten beteiligten,⁴⁵ stellten im Arbeitskreis die Ergebnisse der Schülerarbeiten vor und erhielten ihrerseits Unterstützung der Projektmitglieder bei der Suche nach weiteren Quellen oder Literatur.⁴⁶ Dagmar Schmieder, die kaufmännische Leiterin einer Rehabilitationsklinik in Gailingen am Hochrhein, ein vor der Judenemanzipation stark von Juden bewohnter Ort, erhielt Unterstützung des Arbeitskreises bei der Veröffentlichung von Materialien zur Geschichte der Gailinger Juden.⁴⁷ Auf diese Weise entstanden bald zahlreiche Kooperationen über den universitären Gründerkreis hinaus.

⁴² Vgl. Gwinn, „A different kind“, S. 105.

⁴³ Gert Zang (Hrsg.), Provinzialisierung einer Region. Zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz, Frankfurt am Main 1978.

⁴⁴ Dem Arbeitskreis gehörten bald über 100 Mitglieder rund um den Bodensee an. Zur Entwicklung dieser Geschichtswerkstatt vgl. Gert Zang, Reise in die Provinz, in: Hannes Heer/Volker Ullrich (Hrsg.), Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung, Reinbek bei Hamburg 1985, S. 90-99, hier S. 96f.

⁴⁵ Vgl. Anke John, Lokal- und Regionalgeschichte, Frankfurt am Main 2018, S. 31f.

⁴⁶ Das Ergebnis eines Schülerprojekts wurde in der Schriftenreihe des Arbeitskreises für Regionalgeschichte veröffentlicht: Gerhard Faden u.a., Wohnen in der Niederburg. Jahrhundertwende und Gegenwart, Konstanz 1980.

⁴⁷ Eckhardt Friedrich/Dagmar Schmieder (Hrsg.), Die Gailinger Juden. Materialien zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Gailingen aus ihrer Blütezeit und den Jahren der gewaltsamen Auflösung, Konstanz 1981.

In der konservativ geprägten Stadtöffentlichkeit wurden die Aktivitäten des Arbeitskreises aber zunächst eher ablehnend aufgenommen. Vor allem die intensive Thematisierung der lokalen Wurzeln des Nationalsozialismus stieß auf Widerstand. Zum Teil verweigerte die Lokalpresse die Aufnahme von Artikeln über die Ergebnisse des Arbeitskreises. Wenn der NS überhaupt erwähnt wurde, dann so als sei der Unrechtsstaat Hitlers über die an sich heile und gesunde Region gekommen und habe diese verformt und überwältigt, etwas, das man nach 1945 dank alliierter Hilfe wieder abschütteln und abstreifen konnte.⁴⁸ Die Amtsträger der lokalen und regionalen Geschichtskultur waren in der mehrheitlich katholischen und christdemokratisch dominierten Bodenseeregion entweder ebenfalls stramm konservativ oder – wie etwa der Konstanzer Stadtarchivar – dank seiner Prägung und Interessen als Mediävist an der Neuzeit nach 1800 nur marginal interessiert.⁴⁹

Aber – und das ist das Bemerkenswerte an dieser Periode der frühen 1980er Jahre – die konservative Phalanx bröckelte zusehends. Ende der 1970er Jahre wurde im Bodenseekreis (Kreisort Friedrichshafen) ein jüngerer, den kritischen Ansätzen moderner Geschichtsschreibung gegenüber aufgeschlossener Kreisarchivar eingestellt, der den Apparat seines Amtes in der Folgezeit auch für die Verbreitung der Forschungsergebnisse des Arbeitskreises für Regionalgeschichte einsetzte.⁵⁰ Der bundesweite Boom einer Aufarbeitung des NS vor Ort, der im Vorfeld des 50. Jahrestags der Machtergreifung und dann nochmals nach der Rede Richard von Weizsäckers zur Erinnerung an das Kriegsende am 8.5.1985 die ganze Bundesrepublik erfasste,⁵¹ leitete auch am Bodensee einen breiteren geschichtskulturellen Wandel ein. So organisierte der traditionelle Bodensee-Geschichtsverein im November 1984 eine Tagung zu „Nationalsozialismus und dreißiger Jahre“, auf der auch Referenten des Arbeitskreises für Regionalgeschichte zu Wort kamen.

Schließlich stellte auch das Konstanzer Stadtarchiv Mittel für die Durchführung von Oral-History-Interviews zur Sozial- und Alltagsgeschichte der 1920er und 1930er Jahre bereit, die von Mitgliedern des Arbeitskreises für Regionalgeschichte durchgeführt wurden. Als in diesem Zeitraum auch die Leitung des Konstanzer städtischen Geschichtsmuseums neu besetzt wurde, eröffnete sich die Möglichkeit für ein vom Arbeitskreis vorgeschlagenes Ausstellungsprojekt,

⁴⁸ Vgl. von Saldern, Stadtgedächtnis, S. 61ff.

⁴⁹ Vgl. Gwinn, „A different kind“, S. 109.

⁵⁰ Der Generationswechsel war häufig ein Faktor, der die Aufnahmebereitschaft für die Impulse der Geschichtswerkstätten erhöhte, vgl. von Saldern, Stadtgedächtnis, S. 56.

⁵¹ Michael Wildt erwähnt über 100 Initiativen, die auf dem Geschichtsfest in Berlin 1984 über lokale Projekte zur Machtergreifung berichteten: Wildt, Die alltagsgeschichtliche Wende, S. 44; Lindenberger, „Alltagsgeschichte“, S. 83.

das die lokale Sozialgeschichte kurz vor 1933 rekonstruieren sollte. Auch wenn sich dieses Projekt letztlich nicht realisieren ließ, so wurden doch Teile der umfangreichen Quellenrecherche in Form eines Fotobands zum Konstanz der 1920er und 1930er Jahre präsentiert.⁵² Dass eine solche Publikation nun nicht mehr im Eigenverlag des Arbeitskreises erschien, sondern im lokal angesehenen Stadler-Verlag, belegt, dass die Arbeit der Geschichtswerkstatt mittlerweile von breiteren Teilen der sich gleichzeitig wandelnden lokalen Kulturszene akzeptiert und unterstützt wurde.⁵³

Ab Mitte der 1980er Jahre zeigten sich die offiziellen Kulturträger in der Region auch jenseits der Thematisierung des NS zunehmend offener gegenüber den Anstößen des Arbeitskreises Regionalgeschichte. Kommunen und Kreise waren nun, flankiert auch von Empfehlungen des Deutschen Städtetags zur Kulturarbeit der Städte⁵⁴, allgemein bereit, zu bestimmten Anlässen wie etwa runden Stadtjubiläen nennenswerte Finanzmittel in Geschichtsprojekte zu investieren, an denen Protagonist*innen der Geschichtswerkstätten federführend beteiligt waren.⁵⁵ Ein besonders prägnantes Beispiel ist dabei die 1200-Jahrfeier der Ersterwähnung der Industriestadt Singen am Hohentwiel 1987. Nachdem die Stelle des Kulturamtsleiters kurz vor dem Jubiläum mit Alfred Georg Frei besetzt worden war, der wissenschaftlich im Projekt „Regionale Sozialgeschichte“ an der Uni Konstanz geprägt worden war und sich im Arbeitskreis für Regionalgeschichte engagiert hatte, gelang es diesem, dem Jubiläumsprogramm einen deutlich „geschichtswerkstattlichen“ Stempel aufzudrücken. Neben einer sozialgeschichtlichen Ausstellung, die von mehreren Mitgliedern des Arbeitskreises kuratiert wurde, gab es Initiativen für die Gründung von Geschichtswerkstätten in Ortsteilen, es wurden Geschichtspfade erarbeitet und insgesamt ein Programm zusammengestellt, das der Singener Bevölkerung insbesondere die lokale Arbeiter- und Industriegeschichte nahebringen wollte, etwa einen „historischen 1. Mai-Umzug“ mit über 1500 Teilnehmern.⁵⁶

⁵² Dieter Schott/Werner Trapp, *Das Konstanz der 20er und 30er Jahre*, Konstanz 1985.

⁵³ Zang, *Reise in die Provinz*, S. 97f.

⁵⁴ Jürgen Grabbe (Bearb.), *Stadt und Kultur. Arbeitshilfen des Deutschen Städtetages zur städtischen Kulturpolitik*, Stuttgart 1986; Gerald Kreißig/Jürgen Grabbe, *Kultur vor Ort. Hinweise und Materialien zur Förderung der offenen Kulturarbeit in den Städten*, Stuttgart 1987. 1992 folgte dann eine ausführliche Auseinandersetzung des Städtetags mit „Geschichte in der Kulturarbeit der Städte“. Hinweise des Deutschen Städtetags, Berlin 1992.

⁵⁵ Vgl. Lindenberger, „Alltagsgeschichte“, S. 82-87. Das Heft 2/1987 der IMS, hrsg. von Gerhard Brunn, widmete sich dem Thema „Stadtjubiläum“.

⁵⁶ Geschichtsarbeit im Jubiläumsjahr, in: Weller, 6/1987, S. 15f.; S. 21f.; Gert Zang (Hrsg.), *Arbeiterleben in einer Randregion. Die allmähliche Entstehung der Arbeiterbewegung in einer rasch wachsenden Industriestadt. Singen a.H. 1895-1933*, Konstanz 1987; Alfred Georg Frei (Hrsg.), *Habermus und Suppenwürze*, Konstanz 1987.

Das Geld, das im Rahmen von Stadtjubiläen wie in Singen und auch zur 750-Jahrfeier in Berlin 1987 vorübergehend recht freizügig für befristete Stellen oder ABM-Maßnahmen zur Verfügung stand, war Segen und Fluch zugleich, wie die Berliner Geschichtswerkstatt kurz nach dem Jubiläum reflektierte: „Das Mitfeiern [der Berliner 750-Jahrfeier] hatte natürlich auch nachhaltige Auswirkungen auf die internen Strukturen des Vereins. Unbestreitbar ist der Gewinn an Qualifikationsmöglichkeiten auf persönlicher Ebene, abgesehen von der [...] Qualitätssteigerung unser [sic!] ‚Produkte‘. [...] Indem die Beteiligung an staatlich finanzierten Großprojekten auch die Möglichkeit bietet, [...] Tätigkeiten annähernd tarifmäßig zu bezahlen, ergeben sich [...] Schwierigkeiten. Die gemessen am Bedarf verhältnismäßig geringe Förderung schafft eine Arbeitsplatz-Stufenleiter innerhalb der Gruppe [...], die nolens volens Hierarchisierungstendenzen schafft. [...] Auch das alte Problem der jahrelangen Selbstausbeutung ist keineswegs aus der Welt geschafft ...“.⁵⁷ Zugleich stellte man fest, die Förderung einzelner Projekte im Rahmen der 750-Jahrfeier habe auch zu einer „gewisse[n] Konfliktscheu“ beigetragen.⁵⁸ Der kritischen Haltung der Geschichtswerkstattler*innen wurden also, so die Befürchtung mancher, durch die „Staatsknete“ die Zähne gezogen oder zumindest abgeschliffen.⁵⁹

Die Integration in Jubiläumsprogramme, die kommunale Museumsarbeit oder Bildungsprojekte vor Ort eröffneten einen neuen Arbeitsmarkt für die wachsende Zahl universitär ausgebildeter Historiker*innen, dies ging aber auch zu Lasten einer Verankerung an der Universität. In Konstanz wurde etwa die Förderung des universitären Projekts „Regionale Sozialgeschichte“ nicht mehr verlängert.⁶⁰ Die Beteiligten nutzten dann zwangsläufig die befristeten und begrenzten Projekte in der Region zur Existenzsicherung. Insgesamt setzte in den frühen 1980er Jahren in der Bundesrepublik eine signifikante Ausweitung von Institutionen wie Museen und Gedenkstätten ein, deren Personal sich nicht selten auch aus den Geschichtswerkstätten rekrutierte.⁶¹

Die Professionalisierung der Arbeit vieler Geschichtswerkstätten im Kontext kommunaler Kulturförderung war immer wieder auch Gegenstand des bundes-

⁵⁷ Bernhard Müller, Festmenue mit leichten Verdauungsbeschwerden. Die Beteiligung der Berliner Geschichtswerkstätten an der 750-Jahr-Feier – Eine vorläufige Bilanz, in: Geschichtswerkstatt 14, 1988, S. 8-16, hier S. 13; vgl. Wüstenberg, „Vom alternativen Laden“, S. 605f.

⁵⁸ Müller, Festmenue, S. 14.

⁵⁹ Vgl. von Saldern, Stadtgedächtnis, S. 57; Wüstenberg, „Vom alternativen Laden“, S. 601f.

⁶⁰ Vgl. Werner Trapp/Gert Zang, Regionalgeschichte als Weg zur Gesellschaftsgeschichte. Ein Überblick über die Arbeit der Forschungsgruppe Regionalgeschichte an der Universität Konstanz, in: IMS H. 1/1986, S. 18-21.

⁶¹ Vgl. Lutz Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart, München 2003, S. 219.

weiten Austauschs.⁶² Schon 1983 zeichnete sich eine „Polarisierung“ zwischen einer „Front lustfeindlicher Schreibtischtäter“ und „einem Haufen chaotischer Barfußhistoriker“ ab.⁶³ Gerade in Kleinstädten waren die Geschichtswerkstätten oft aus sozialdemokratischen oder gewerkschaftlichen Initiativen hervorgegangen, von Lehrern angestoßen und mitunter sogar aus Jugendzentren entstanden. Diese Gruppen hatten insofern ein anderes Selbstverständnis, als sie mit ihrem Engagement keine professionellen Interessen verbanden und die akademischen Debatten über zum Beispiel „Strukturgeschichte versus Alltagsgeschichte“ nur punktuell rezipierten.

Die Offenheit für nicht-professionelle Zugänge zur Geschichte entsprach durchaus der Intention der Geschichtswerkstättenbewegung, die Rainer Wirtz, als Assistent an der Universität Konstanz für einige Jahre führend im Projekt „Regionale Sozialgeschichte“ beschäftigt, 1983 folgendermaßen zusammenfasste: Die Geschichtswerkstättenbewegung „strebt nach etwa eineinhalb Jahrhunderten institutionalisierter Geschichtswissenschaft eine zielgerichtete Entprofessionalisierung an: allgemeine Verständlichkeit, Arbeit mit und für Laien, Sicherung von Spuren und Erfahrungen. Die Defizite der Profession Geschichte, die sich zu wenig gegen gegenwärtiges schnelles Vergessen und kulturelle Verluste wendet, die immer noch in der Vermittlung versagt, sind es, die zu einem großen Teil eine ‚andere Geschichte‘ geradezu provozieren.“⁶⁴ Solche Äußerungen bestärkten Kritiker, insbesondere die Vertreter einer theoriegeleiteten Historischen Sozialwissenschaft wie Hans-Ulrich Wehler, in der Ansicht, Standards der Wissenschaftlichkeit würden gezielt angegriffen und zugunsten von Amateurforschung mit begrenzter Relevanz aufgegeben.⁶⁵ Im Grunde war dies jedoch ein falscher Eindruck, denn auch innerhalb der Geschichtswerkstätten wurde auf theoretisch hohem Niveau diskutiert und methodisch reflektiert geforscht, aber eben unter anderen Grundüberzeugungen über die Funktion historischen Wissens.⁶⁶

⁶² Vgl. Grottrian, Vorgeschichte, S. 21f.

⁶³ Alfred Georg Frei: Miteinander schaffen wir's – oder: Gemeinsam sind wir unausstehlich, in: Geschichtswerkstatt 1, 1983, S. 32-34, hier S. 32.

⁶⁴ Rainer Wirtz, Die andere Geschichte? Geschichtswerkstatt, in: Weller 11/1983, S. 21-23, hier S. 23.

⁶⁵ Hans-Ulrich Wehler, Geschichte – von unten gesehen, in: Die Zeit vom 3.5.1985.

⁶⁶ Vgl. Lindenberger, „Alltagsgeschichte“.

4. Methoden

Der Anspruch, den „Ausgeschlossenen, [...] Unterdrückten und Beherrschten“⁶⁷ eine Stimme zu geben, erforderte einerseits, deren Geschichte in das kulturelle Gedächtnis einzubringen, andererseits bedeutete es aus Sicht der Geschichtswerkstätten aber auch, diese Gruppen selbst in den Forschungsprozess einzubeziehen. Im Laufe der 1980er Jahre erprobten und diskutierten die Geschichtswerkstätten daher verschiedene methodische Zugänge, mit denen sie diese Stimmen in lokales Geschichtswissen zu überführen hofften. Das war schon allein deshalb nötig, weil die Perspektiven von KZ-Häftlingen, Frauen, Juden oder anderen Gruppen kaum Eingang in die klassische Überlieferung gefunden hatten. Auch ließen sich viele historische Phänomene, die die Geschichtswerkstätten interessierten, nur aus spärlich dokumentierten Alltagserfahrungen heraus erklären. Nach gut zwei Jahren Forschung zur Siedlung Lindenhof resümierten Roswitha Brackner und Andreas Ludwig 1986: „Das Sammeln von Informationen über den Lindenhof ist mühsam genug. Die traditionellen Quellen des Historikers – Literatur, Quellen in Aktenform – sind selten, oft spärlich in ihrer Aussage.“⁶⁸ Die „Ausgeschlossenen, [...] Unterdrückten und Beherrschten“, hatten eben selten jene (schriftlichen) Quellen hinterlassen, auf die sich die Geschichtsforschung üblicherweise stützte. Stattdessen mussten diese selbst zu Wort kommen, um Informationen über die Vergangenheit zusammenzustellen und zu interpretieren.

Die Subjektivität, die dadurch in die Wissensproduktion einging, betrachteten die Geschichtswerkstätten keineswegs nur als Problem. Vielmehr verbanden sie mit dem Vorgehen die Erwartung, dass die am Forschungsprozess Beteiligten dadurch ermächtigt würden, ihre eigene Geschichte zu schreiben. Ihre Arbeit sollte auch „dazu beitragen, daß diejenigen, die in der bisherigen Geschichtsschreibung an den Rand gedrängt wurden, ein neues kollektives Gedächtnis entwickeln und sich ihre Geschichte wieder aneignen.“⁶⁹ Die Geschichtswerkstätten verfolgten ein Konzept der Wissensproduktion, in dem Subjektivität und Alltagserfahrung sowohl Gegenstände des Erkenntnisinteresses waren als auch im Forschungsprozess eine wichtige Rolle spielen sollten. Damit setzten sie hohe Ansprüche an die eigene Arbeit, die weit über die Zusammenstellung von Informationen aus alternativen Quellen hinausgingen und die aktive Beteiligung derjenigen erforderte, deren Geschichte sie erforschen wollten. Wie schwierig es war, diese anspruchsvolle Programmatik vor

⁶⁷ Die Geschichtswerkstatt stellt sich vor, S. 24.

⁶⁸ Andreas Ludwig/Roswitha Brackner, Lokalgeschichte – ein Sumpf an Details, in: Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt 5, 1986, S. 6-12, hier S. 7.

⁶⁹ Die Geschichtswerkstatt stellt sich vor, S. 24.

Ort konkret umzusetzen, zeigt sich immer wieder in den intensiven Diskussionen über methodische Fragen innerhalb der Geschichtswerkstättenbewegung.⁷⁰

Die gängigste Methode, mit der man hoffte, diese Ziele – zumindest im Bereich der Zeitgeschichte – erreichen zu können, war die damals noch recht neue Oral History.⁷¹ Das Interesse an dieser Methode war zu Beginn der 1980er Jahre ausgesprochen groß. Mitunter wurde die Oral History gar als Königsweg der Alltagsgeschichte gesehen. Allerdings mahnten etwa die Mitglieder des Konstanzer Arbeitskreises für Regionalgeschichte, dass man „... dem völlig falschen Eindruck entgegentreten [müsse], daß die Mündliche Geschichte ein Ein und Alles, ja – die ausschließliche Aufgabe der lokalen Geschichtswerkstätten sei.“⁷² Ohne vorbereitende Literatur- und Quellenrecherche könnten die Interviews gar nicht sinnvoll durchgeführt werden. In der Praxis verbanden viele Geschichtswerkstätten die Interviews damit, weitere im Privatbesitz der Zeitzeug*innen überlieferte Materialien, insbesondere Fotografien zu sammeln und quellenkritisch zu bearbeiten. Diese konnten „Informationen über Sozialgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Geschichte der Kleidung und Mode“, aber vor allem über den ansonsten undokumentierten Alltag enthalten, wie der Kunsthistoriker und Mitbegründer der Berliner Geschichtswerkstatt Diethart Kerbs in einem Plädoyer zur Sicherung von Fotodokumenten schrieb.⁷³ 1986 hatten die Recherchen in der Siedlung Lindenhof beispielsweise mehrere tausend Fotos zusammengebracht, „die wir ohne die bereitwillige Hilfe unserer Interviewpartner niemals bekommen hätten und auch nicht entschlüsseln könnten.“⁷⁴

Einen Zugang zu den Zeitzeug*innen zu finden, brachte aber besondere Herausforderungen mit sich, die zeigen, wie schwierig sich die Forschung als sozialer Prozess oftmals tatsächlich gestaltete. Die Konstanzer Gruppe berichtete

⁷⁰ Vgl. Lindenberger, „Alltagsgeschichte“, S. 82f.; Gwinn, „A different kind“, S. 91f.

⁷¹ Grundlegend: Paul Thompson, *The voice of the past. Oral history*, Oxford u.a. 1978; Lutz Niethammer (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt am Main 1980. Wesentlich für die Anerkennung der Methode war dann das von Lutz Niethammer geleitete „LUSIR“-Projekt (=Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 1930–1960), das in mehreren chronologischen Bänden zahlreiche Interviews mit Menschen aus dem Ruhrgebiet über die 1930er–1950er Jahre verarbeitete; vgl. auch Annette Leo/Franka Maubach (Hrsg.), *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*, Göttingen 2013; Wildt, *Die alltagsgeschichtliche Wende*, S. 45.

⁷² Margarete Lorinser/Detlef Stender, *Nachlese zum Geschichtsfest (31.5.–1.6.1984)*, in: *Weller*, August 1984, S. 16f., hier S. 16.

⁷³ Diethart Kerbs, *Mit Fotos arbeiten*, in: Hannes Heer/Volker Ullrich (Hrsg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*, Reinbek bei Hamburg 1985, S. 323–330, hier S. 323.

⁷⁴ Ludwig/Brackner, *Lokalgeschichte*, S. 8.

von „Probleme[n] des zwischenmenschlichen Umgangs mit den Gesprächspartnern“, ⁷⁵ die, folgt man ähnlichen Berichten über die Erforschung des Lindenhofs, erheblich sein konnten: „... wird man uns über sich ergehen lassen, wie die Ureinwohner irgendeines Inseldorfes, die mit Geduld abwarten, bis der fremde Ethnologe die Gegend wieder verläßt, damit alles wieder seinen gewohnten Gang gehen kann?“ ⁷⁶ Aber auch auf Seiten der Geschichtswerkstätten*innen gab es Vorbehalte: „Trotz gelegentlicher links-nostalgischer Gefühle [...] kommt uns der Lindenhof eigentlich vorstädtisch-miefig vor. Wohnen will da eigentlich keiner.“ ⁷⁷ Tatsächlich scheint die Fremdheit Ausdruck eines insgesamt ambivalenten Verhältnisses zwischen Geschichtswerkstätten*innen und Interviewpartner*innen gewesen zu sein, das sich unmittelbar auf die Produktion des lokalen Geschichtswissens auswirkte. Auf der einen Seite erschwerte die Fremdheit den Zugang zu Zeitzeug*innen. Auf der anderen Seite schuf sie aber auch eine kritische Distanz, die für die wissenschaftliche Auseinandersetzung als unabdingbar galt, wollte man nicht auf dem Niveau einer von Kritikern wie Wehler den Geschichtswerkstätten polemisch vorgeworfenen „sympathisierenden Rekonstruktion“ verbleiben.

Tatsächlich warf das Vorgehen der Geschichtswerkstätten erhebliche methodische und theoretische Fragen nach der Validität, Einordnung und Relevanz der erschlossenen Informationen auf. Mit Blick auf die Interpretation ihrer Befunde räumten Brackner und Ludwig ein: „Natürlich erfahren und dokumentieren wir eine große Menge an Details. [...] Wissen und Meinung, Erlebnisse oder Klatsch, das ist oft gar nicht so genau zu trennen.“ ⁷⁸ Damit beschrieben sie zum einen das Problem, von Erinnertem auf die Vergangenheit zu schließen, und diskutierten, wie Interviews angelegt sein mussten, um sinnvolle und möglichst erfahrungsgesättigte Erzählungen zu erhalten. In diesem Zusammenhang kam auch die Frage auf, „wie weit man die Tonbänder der Allgemeinheit zugänglich machen darf/soll“ ⁷⁹, um Ansprüche an die Wissenschaftlichkeit und Überprüfbarkeit der eigenen Arbeit zu gewährleisten. Zum anderen waren die „Stimmen“, die sich so artikulierten und (neue) Quellen produzierten, häufig dissonant und ließen sich nicht ohne weiteres in kohärente und wissenschaftlich anschlussfähige Interpretationen einfügen. Deshalb stellte sich die Frage, „ob die mündliche Geschichte nur der Illustration bereits vorher feststehender Ergebnisse dient, oder ob sie selbst zu neuen Einschätzungen und Er-

⁷⁵ Lorinser/Stender, Nachlese, S. 16.

⁷⁶ Ludwig/Brackner, Lokalgeschichte, S. 9.

⁷⁷ Ebd., S. 10.

⁷⁸ Ebd. S. 6.

⁷⁹ Lorinser/Stender, Nachlese, S. 16.

gebnissen führen kann.“⁸⁰ Das war insofern wichtig, weil die Protagonist*innen der Geschichtswerkstätten explizit das Ziel verfolgten, ihre Befunde – in Abgrenzung zu den partikularen Interessen der älteren Lokalgeschichtsschreibung – in größere historische Prozesse einzuordnen.⁸¹

So sehr eine kritische Distanz zu den Informant*innen aus Gründen der Wissenschaftlichkeit geboten war, so erschien sie im Hinblick auf den Anspruch, diese auch aktiv in die Forschung einzubinden und dadurch Veränderungen anzustoßen, als Problem.⁸² Wenn ihre Forschungen gemeinsam mit den Bewohner*innen des Lindenhofs vorangetrieben würden, könne dies „dazu beitragen, daß das freigelegte Wissen über die vergangenen Entwicklungen auch Anhaltspunkte für die Zukunftsplanung gibt“, so Brackner und Ludwig über die weitergehenden Ziele des Projekts.⁸³ Um diese Verbindung herzustellen, wählten sie das Medium der Ausstellung, die gemeinsam mit den Bewohner*innen des Lindenhofs konzipiert werden sollte.⁸⁴ Dazu mietete die Gruppe im Juni 1986 eine Wohnung an, die zum „integrierten Treffpunkt in der Siedlung“ werden und später als Ausstellungsraum fungieren sollte.⁸⁵ Wie erfolgreich diese Aktivierungsstrategie war, lässt sich nicht genau rekonstruieren. Vieles spricht dafür, dass die Resonanz auf solche Angebote, lokales Geschichtswissen gemeinsam mit denjenigen zu erarbeiten, deren Geschichte erforscht werden sollte, mäßig war.⁸⁶

Im Rückblick berichteten die Protagonist*innen solcher Projekte meist davon, dass öffentliche Präsentationen ihrer Forschungsergebnisse viel breiter wahrgenommen wurden als die Kooperationsangebote im Forschungsprozess. Spürbar enttäuscht berichteten Margarete Lorinser und Detlef Stender über ihr Engagement im Rahmen der Singener 1200-Jahrfeier: „Die Schreibwerkstatt oder die Geschichtswerkstatt ‚Arbeitergeschichte‘, die auf freiwillige Mitarbeit

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Ein solcher Versuch wurde etwa von Gert Zang unternommen: Gert Zang, *Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte*, Konstanz 1985.

⁸² Die Geschichtswerkstatt stellt sich vor, S. 24. Ähnlich angelegte Forschungsprojekte hatte es in den Sozialwissenschaften bereits in den frühen 1970er Jahren gegeben, wobei nicht klar ist, inwiefern sich die Geschichtswerkstätten direkt darauf bezogen, vgl. Susanne Schregel, *Social movements, protest, and academic knowledge formation. Interactions since the 1960s*, in: *Moving the Social* 60, 2018, S. 5-26.

⁸³ Ludwig/Brackner, *Lokalgeschichte*, S. 10.

⁸⁴ Christian Düntsch, *Es läuft nicht immer alles wie am Schnürchen*, in: *Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt* 2, 1985, S. 8-10; vgl. Wildt, *Die alltagsgeschichtliche Wende*, S. 47.

⁸⁵ *Wohnung, Wohnung ... Konzept, Konzept ...*, in: *Rundbrief der Berliner Geschichtswerkstatt* 5, 1986, S. 18-21, hier S. 19.

⁸⁶ Vgl. Wildt, *Die alltagsgeschichtliche Wende*, S. 53.

bauten, waren [...] nicht gerade überlaufen.“⁸⁷ Demgegenüber bot die Ausstellung der Ergebnisse dieser Zusammenarbeit „eine Möglichkeit, mit einem Schlag eine neue Art der Kultur- und Geschichtsarbeit vorzustellen, zu propagieren und auszuprobieren.“⁸⁸ Auch die Berliner Gruppe versuchte mit ihrer Ausstellung im Lindenhof, die 1987 ebenfalls im Rahmen des Stadtjubiläums präsentiert wurde,⁸⁹ wichtige Ergebnisse aus der Zusammenarbeit mit den Bewohner*innen abzubilden: „Der Aufbau der Ausstellung wird sich nicht an einer Chronologie orientieren, sondern an Generationen; Frauen werden die Hälfte des Raumes einnehmen, lokalhistorische Aspekte werden [...] abgedeckt“.⁹⁰ Dadurch gelang es den Geschichtswerkstätten, neue Schwerpunkte im kulturellen Gedächtnis der jeweiligen Stadtgesellschaften zu setzen.

Die breite öffentliche Auseinandersetzung mit der Pluralität der lokalen Geschichte setzte schließlich, anders als von den Geschichtswerkstätten erhofft, vor allem auf der Vermittlungsebene an.⁹¹ Das Ziel der Aktivierung blieb dabei ein leitender Grundsatz der Arbeit. Zugleich spielte die Lokalisierung von Geschichtswissen in den Vermittlungskonzepten der Geschichtswerkstätten eine entscheidende Rolle. In der Siedlung Lindenhof plante die Projektgruppe ihre Ausstellung als „ein Geflecht von Nebenräumen [der angemieteten Wohnung, d.V.] und zehn über die Siedlung verstreuten, historisch interessanten Orten“.⁹² In Singen entstand ein Geschichtspfad, der mit Informationstafeln „die Geschichte am Ort des Geschehens bewusst machen“ sollte.⁹³ Dazu gehörte beispielsweise eine Tafel, die „die Geschichte einer genossenschaftlich gebauten Arbeitersiedlung der 20er Jahre dokumentiert“, deren „ursprüngliche Gebäude [...] in den 70er Jahren der Modernisierung zum Opfer“ gefallen waren.⁹⁴ Eine ähnliche Funktion erfüllten die von Geschichtswerkstätten organisierten Stadtrundgänge und schließlich seit den 1990er Jahren auch die vom Künstler Gunter Demnig initiierten Markierungen mit Stolpersteinen vor Häusern, die an die im NS deportierten und ermordeten ehemaligen Bewohner*innen erinnern.⁹⁵ Die Installation von Hinweistafeln und Stolpersteinen trug ebenso wie

⁸⁷ Margarete Lorinser/Detlef Stender, Stadtjubiläum zwischen Rummel und Aufklärung. 1200 Jahre Singen am Hohentwiel, in: Geschichtswerkstatt 14, 1988, S. 29-35, hier S. 32.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Müller, Festmenue; Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), „Das war 'ne ganz geschlossene Gesellschaft hier“. Der Lindenhof - eine Genossenschafts-Siedlung in der Großstadt, Berlin 1987.

⁹⁰ Wohnung, Wohnung ..., S. 20.

⁹¹ Vgl. Grotrian, Vorgeschichte, S. 24.

⁹² Wohnung, Wohnung ..., S. 19.

⁹³ Lorinser/Stender, Stadtjubiläum, S. 31.

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Vgl. <http://www.stolpersteine.eu> [02.04.2021].

die Stadtrundgänge dazu bei, das lokale Geschichtswissen über die „Ausgeschlossenen, [...] Unterdrückten und Beherrschten“ zu verorten und dadurch zu verbreiten.

Die Vermittlungsmethoden, die konkrete Orte in ihrer historischen Dimension aufschließen sollten, entsprachen den Ansprüchen der Geschichtswerkstätten insofern, als sie zur aktiven Auseinandersetzung mit bis dahin wenig beachteten historischen Zusammenhängen im lokalen Kontext anregen sollten. Sie markierten Orte, die so nicht mehr existierten oder deren Geschichte weitgehend unbekannt war. Auch wenn es eher selten gelang, diejenigen, um deren Geschichte es ging, aktiv in den Forschungsprozess einzubinden, trug die Vermittlung der Forschungsergebnisse wesentlich dazu bei, dass sich ein pluralisiertes lokales Geschichtswissen fest im Erbe bundesrepublikanischer Städte etablierte.⁹⁶

5. Fazit

Indem sie weitgehend unbeachtete, verschüttete oder verdrängte Informationen über die Vergangenheit zusammentrugen, interpretierten und öffentlichkeitswirksam präsentierten, brachten die Geschichtswerkstätten ein lokales Geschichtswissen hervor, das entscheidend zur Konstruktion eines pluralisierten städtischen Erbes seit den 1980er Jahren beitrug. Die Auseinandersetzung mit dem NS war in den bundesrepublikanischen Städten sicherlich das wichtigste Motiv für das Engagement der Geschichtswerkstätten. Zugleich bot sie auch erste Anknüpfungspunkte für die Zusammenarbeit mit der kommunalen Kultur- und Geschichtspolitik.⁹⁷ Aber das Themenspektrum der Geschichtswerkstätten war über den NS als gleichbleibend wichtiger Bezugspunkt hinaus wesentlich breiter gesteckt.⁹⁸ Die Arbeit an der Frauengeschichte und der Geschichte von Arbeitersiedlungen korrespondierte beispielsweise mit dem Aufstieg der Industriekultur als neuem Feld städtischer Kulturpolitik.⁹⁹ Selbst in der aus heutiger Perspektive eher industriearmen Bodenseeregion begann die

⁹⁶ Vgl. Hanno Hochmuth, Vom alternativen Stadtrundgang zur kommerziellen Videobus-tour. Historische Authentizität im Berliner Geschichtstourismus, in: Christoph Bernhardt/Martin Sabrow/Achim Saupe (Hrsg.), Gebaute Geschichte. Historische Authentizität im Stadtraum, Göttingen 2017, S. 285-300.

⁹⁷ Schott, Geschichte der Bundesrepublik, S. 168f.; Strnad, „Grabe, wo Du stehst“.

⁹⁸ Vgl. von Saldern, Stadtgedächtnis, S. 64.

⁹⁹ In die deutsche Debatte gebracht wurde der Begriff v.a. vom Nürnberger Kulturreferenten Hermann Glaser Ende der 1970er Jahre. Vgl. Gerhard Kaldewei (Hrsg.), Stadt und Industriekultur (= IMS 1/2008); Heinz Reif, „Industriekultur“ - Anmerkungen zu einem „unscharfen Begriff“, in: IMS 2/2008, S. 79-87; Christian Wicke/Stefan Berger/Jana Gombek (Hrsg.), Industrial Heritage and Regional Identities, Abingdon 2018.

Industriegeschichte in den 1980er Jahren eine Rolle zu spielen, woran der Arbeitskreis für Regionalgeschichte entscheidenden Anteil hatte.¹⁰⁰ Langfristig hatte die Wissensproduktion der Geschichtswerkstätten im Kontext der Industriekultur mindestens die gleiche Bedeutung wie für die Aufarbeitung des NS. Seit den 1990er Jahren kamen weitere Themenfelder, insbesondere im Zusammenhang mit Migration und Kolonialismus hinzu.

Die Geschichtswerkstätten fokussierten nicht nur auf die Themen, die in der bürgerlichen Geschichtskultur bis dahin keinen Platz gefunden hatten, sondern bezogen ausdrücklich auch die „Stimmen“ solcher sozialer Gruppen in die Wissensproduktion ein, die bisher nicht als geschichtsrelevant gegolten hatten. Um diese „Stimmen“ zu rekonstruieren, arbeiteten sie mehr oder weniger erfolgreich mit neuartigen methodischen Ansätzen, die immer auch auf die Aktivierung und die Ermächtigung der Beteiligten zielten, ihre eigene Geschichte zu schreiben.¹⁰¹ Denn Pluralisierung bezog aus Sicht der Geschichtswerkstätten*innen die Frage mit ein, wer an der Erforschung der Vergangenheit beteiligt war. Bemerkenswert war dabei die kritische Reflexion über die eigene Rolle als Expert*innen als Beitrag zur Demokratisierung der Forschung, aber auch über das Verhältnis von Erinnerung, subjektiver Erfahrung und historischer Realität, die die Arbeit der Geschichtswerkstätten auch wissensgeschichtlich interessant macht.¹⁰² Innovativ und erfolgreich waren die Geschichtswerkstätten dann allerdings vor allem im Hinblick auf die Methoden der Wissensvermittlung. Viele Aktivist*innen erwarben dabei Kompetenzen, die ihnen Zugang zu Projektmitteln und Stellen in Museen, Gedenkstätten, Stadtteilarchiven und historischer Bildungsarbeit verschafften, die in dieser Zeit ihrerseits einen Wandel hin zu pluralen und partizipativen Ansätzen durchliefen. Die Geschichtswerkstätten gelten daher auch als Wiege der Public History in Deutschland.¹⁰³

Vor allem aber gelang es den Geschichtswerkstätten, konkreten Orten eine entsprechende historische Bedeutung zuzuschreiben und auf diese Weise Einfluss auf das kulturelle Gedächtnis städtischer Gesellschaften zu nehmen. Konzentrationslager, Arbeitersiedlungen oder ehemalige Fabriken stiegen zu relevanten städtischen Erinnerungsorten auf. Spätestens in den 1990er Jahren fan-

¹⁰⁰ Thurgauer Volksfreund, 27.9.1986; Detlef Stender (Hrsg.), Industriekultur am Bodensee. Ein Führer zu Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts, Konstanz 1992; Zang, Arbeiterleben in einer Randregion.

¹⁰¹ Vgl. von Saldern, Stadtgedächtnis, S. 67.

¹⁰² Vgl. im britischen Kontext Ian Gwin, Collective and democratic experiments in the politics of knowledge in Britain since 1968. Reflections on cultural studies, history workshop and feminism, in: Moving the Social 64, 2020, S. 9-31.

¹⁰³ Vgl. Martin Lücke/Irmgard Zündorf, Einführung in die Public History, Göttingen 2018, S. 17.

den diese als Veranstaltungsorte des lokalen Kulturlebens ¹⁰⁴ auch an prominenter Stelle Eingang in die städtische Repräsentation und das Stadtmarketing. Als bauliches Erbe avancierten sie zu Dokumenten einer pluralen Geschichte, über die nicht zuletzt dank der Arbeit von Geschichtswerkstätten inzwischen ein breites Wissen verfügbar ist.

¹⁰⁴ Z.B. die Kampnagelfabrik in Hamburg, die Anfang der 1980er Jahre Ausstellungsort für eine vielbeachtete Ausstellung zur Hamburger Arbeiterkultur war, 1985 das bundesweite „Geschichtsfest“ beherbergte und mittlerweile ein beliebter Hamburger Veranstaltungsort ist, vgl. Geschichtsfest '85 in Hamburg. Programm, S. 5-11, hier S. 8; Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg, Vorwärts – und nicht vergessen. Arbeiterkultur in Hamburg um 1930. Materialien zur Geschichte der Weimarer Republik, Hamburg 1982.